

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen Viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellselbst.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gefaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftst. 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

- Die Budgetkommission des Reichstags beschäftigt sich mit der Kammerbahn. (Siehe: Deutsches Reich.)
- In Petersburg stellten 2000 Werftarbeiter die Arbeit ein. (Siehe: Revolution in Rußland.)
- In Rußland sind mehrere Polizeichefgen der Revolutionären zum Opfer gefallen. (Siehe: Revolution in Rußland.)

Die politische Situation in Rußland.

Leipzig, 17. Mai.

I.
Verfassungsfragen sind ursprünglich nicht Rechtsfragen, sondern Machtfragen; die wirkliche Verfassung eines Landes existiert nur in den realen tatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen; geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Toner, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind. Diese bindigen Sätze Ferdinand Lassalles sollte man keinen Augenblick aus dem Auge verlieren, wenn man die jetzige Situation in Rußland verstehen will, die tatsächlich ein Kampf um die Verfassung ist.

Die Frage lautet immer wieder: wie sind die „wirklichen in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse?“ Die Antwort ergibt sich daraus, daß Rußland heute noch ein in der Umwandlung aus dem Agrarstaate in den Industriestaat begriffenes staatliches Gebilde ist, worin die absolutistische Staatsgewalt bisher sich zu behaupten wußte. Die tatsächliche Macht dieser Staatsgewalt ist bereits seit Sewastopol, seit der Niederlage im Krimkrieg, gebrochen, sie bröckelte langsam aber unaufhaltsam seit einem halben Jahrhundert ab. Das erste und entscheidende Zugeständnis an die neue Ordnung machte der Absolutismus bereits 1863 mit der Bauernbefreiung, der Aufhebung der Leibeigenschaft. Das war kein „Sieg der Humanität“, sondern der Sieg der kapitalistischen und militärischen Umwälzung. Der Krimkrieg hatte bewiesen, daß der Bauernstaat keine Kriegsmacht im modernen Sinne sein konnte; um die Staatsklassen zu füllen, mußte die Leibeigenschaft abgeschafft werden.

Seither hat der Kapitalismus Schritt für Schritt an Boden gewonnen, im Sturmschritt sogar. Die zarische Regierung war gezwungen, die Entwicklung der Industrie treibhausartig zu fördern, weil sie nur auf diese Weise die Mittel beschaffen konnte, um ihre Großmachtsstellung zu behaupten. Seit zwanzig Jahren lebt sie vom Vorgen,

das Vorgen, das Pumpen, war aber nur möglich, wenn man den kapitalistischen Machern entgegenkam. Nicht die entente cordiale hat Herrn Witte die Kassenschränke der französischen Kapitalisten geöffnet sondern das kühle Kaltil: Rußland nimmt Geld auf, um Bahnen zu bauen, um Arsenale zu bauen, um eine Flotte zu bauen; dabei sind Gründergeschäfte zu machen — ergo strecken wir Geld vor, das uns verginst wird und machen wir gleichzeitig mit diesem Gelde Geschäfte in Rußland. Nur weil Herr Witte französischen Kapitalisten, die Kohlenbergwerke, Eisenhütten usw. gründeten, weil er staatliche Aufträge mit fabelhaften Gewinnen sicherte, bekam er die französischen Milliarden.

So wurde scheinbar dem absolutistischen Staat das Leben gefristet, tatsächlich wurde aber seine Machtstellung mit jeder neuen gepumpten Milliarde untergraben, weil jede dieser Milliarden einen Fortschritt in der Industrialisierung des Landes bedeutete.

Daß aber mit Geld allein die Großmachtsstellung sich nicht befestigen läßt, das zeigte der erste ernsthafte kriegerische Zusammenstoß dieses absolutistischen Staates mit einem modernen Gegner. Das beweist Bort Arthur und Mukden. Man redet klug über die Ursachen der russischen Niederlagen: „Entfernung des Kriegsschauplatzes von der natürlichen Basis“, „unglückliche Fügung, daß ein unfähiger Feldherr das tüchtige Heer anführte“ usw. Leichtes Geschwätz! Die Tatsachen beweisen klar, daß dieses Heer, wo immer es in einen Kampf verwickelt wird, unterliegen muß gegen eine moderne Seeresmacht, weil der Hauptfaktor, die wirtschaftliche Organisation, fehlt. Die verlotterte Bürokratie vermag nicht die Aufgaben zu bewältigen, die ein moderner Krieg für die Bewaffnung, die Ernährung, den Transport einer Heeresarmee stellt. Diese Erscheinung hätte sich gezeigt, gleichviel, ob der Kriegsschauplatz im fernen Osten, an der deutschen Grenze, oder an der Ostsee gelegen wäre. Die Bürokratie aber ist verlottert, nicht weil der „russische Volkscharakter“ so vererbt ist, sondern weil einfach das kapitalistische Getriebe sich nicht von einer Bürokratie beherrschen läßt, weil das staatliche Gebilde zu kompliziert geworden ist.

Der Krieg also — ein zufälliges, weil zu vermeidendes Ereignis, wenn man will — hat bewiesen, daß die Macht des Absolutismus eine Scheinmacht ist. Diese Tatsache ist offenkundig geworden für alle und jeden. Daher der Drang der übrigen gesellschaftlichen Kräfte, sich geltend zu machen.

Welches sind diese anderen Kräfte?
Obwohl, wie gesagt, Rußland in der Entwicklung zum Industriestaat begriffen ist, bildet die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens noch in erster Linie die Landwirtschaft. Wirtschaftlich gibt die agrarische Bevölkerung den Ausschlag. Die Führer dieser agrarischen Bevölkerung sind die Großgrundbesitzer, und sie, die in den „Semiwo“

vertreten sind, zeigen sich denn auch überaus rührig. Sie unterscheiden sich darin von den preussischen Junkern, daß sie nach politischer Macht streben, während diese ihre politische Macht verteidigen müssen. Aber die russischen „Semiwo“ (Mitglieder der Semiwo) gleichen darin der „kleinen aber mächtigen Partei“, daß sie sich aus früheren Zeiten den politischen Instinkt gewahrt haben. Das beweisen diese Herren jetzt mit ihren Verfassungsvorschlägen: Sie sehen wohl, daß soziale Kräfte vorhanden sind, die dem demokratischen Gedanken huldigen, daß man ohne die Forderung nach allgemeinem, gleichem, geheime und direktem Wahlrecht keinen Eindruck als oppositionelle Partei machen kann; ohne sich lange zu bestimmen, nehmen sie diese Forderung an. Um aber ihrer Klasse die Herrschaft zu sichern, legen sie daneben die Forderung eines Zweikammerstems! Die erste Kammer ist die „Kammer der Stände“; in ihr wird stets der Großgrundbesitz entscheiden, auf den sich schließlich eine monarchische Regierung stützen muß. Sie genügt aber, wenn der Adel, der Großgrundbesitz, einen Faktor der Gesetzgebung beherrscht; folglich kann man sich den Luxus jener demokratischen Forderung leisten. Man muß, gestehen, die Herren haben politische Reife bekundet durch ihre Vorschläge.

Der zweite gesellschaftliche Faktor, so weit es sich um die landwirtschaftliche Bevölkerung handelt, ist das Bauerntum. Es ist neben dem Adel heute der einzige Faktor, weil im eigentlichen Rußland die landwirtschaftlichen Verhältnisse sich so gestaltet haben, daß die Besitzlosen Arbeiter; die ländlichen Proletarier, sehr wenig zahlreich sind, vielmehr die Bewirtschaftung der großen Besitzungen durch die Bauern geschieht; zum Teil sind die Bauern gezwungen, Lohnarbeit zu verrichten neben der Arbeit auf ihren zu kleinen Parzellen; zum Teil geschieht die Bewirtschaftung auf dem Wege der sogenannten „Halbpacht“, das heißt die Bauern pachten die Ländereien der Großgrundbesitzer, indem sie die Arbeit leisten und den Ertrag mit dem Besitzer teilen. Dieses Bauerntum ist nun naturgemäß politischer Gegner sowohl des absolutistischen Staates, als der Großgrundbesitzer. Aber es ist infolge seiner kulturellen Rückständigkeit indolent. Bis hier hat sich sein instinktiver Haß gegen die bestehende Ordnung nur in Tumulten, in Wutausbrüchen ohne ein bestimmtes Ziel kundgegeben.

Man beachte dabei den neuesten Schachzug der absolutistischen Regierung: Die Opposition der Bauern gegen den Staat zeigt sich vor allem auf religiösem Gebiet. Politik liegt dem russischen Ruschik fern, dagegen haben sich die energischsten, die geistig regsamsten Elemente zusammengesunden in einer Opposition gegen die Staatskirche. Die Sektierer — das sind die einzigen politischen regamen Elemente der russischen Bauernschaft. Durch ihren Toleranz-Maß sucht nun die Regierung diese Ele-

Seuilleton.

An der Liebe Hand.

Roman von Helene Voigt-Diederichs.

(Nachdruck verboten.)

XLV.

Im ganzen fand Karen sich verhältnismäßig leicht in das neue Leben. Denn ein neues Leben war es doch, obgleich es nicht bräulend kam wie ein Sommerwind, keine Hoffnungen zu erwecken fand und kein Wort zu belohnen.

Luzi Spival war gut und einfach mit Karen und verlangte nie etwas von ihr, wozu sie keine Lust hatte. Sie dachte nicht viel darüber nach, und tat dies einmal, fand sie es ganz in der Ordnung, daß es so war. Trotzdem hatte sie den Wunsch, ihm dankbar zu sein dafür, am meisten wenn er nicht da war — wenn er mit Fremden draußen auf dem Wasser segelte oder den Fischen beim Negeausbringen half. Das waren dann auch die Augenblicke, wo sie lange vor der Zeit mit Unruhe den Berg hinab sah und in jedem Ankommenden, in Kindern und alten Weibern sogar, ihren Mann zu erkennen glaubte. Kam er dann wirklich, waren Sehnsucht und Freude hin und nur etwas Mühseliges, Selbstverständliches blieb. Wie gut kannte sie alles, so gut, daß sie es nicht mehr sah: sein Gesicht, seine Arme — seine Augen, die bei jedem Heimkommen etwas zu finden hofften, einen Brief oder Gott weiß was. Sagen tat es ja nicht.

Diese Augen waren schuld daran, daß für Karen immer noch nicht das Leben so glatt und einfach wurde, wie sie es haben wollte. Allmählich fingen sie sogar sie zu ärgern an. Er konnte doch sagen, wem er was wollte.

Aber das änderte nichts daran, daß es beklemmend war, immer solche Augen um sich zu sehen.

Wenn ihr die frühere Liebe für Luzi Spival in den Sinn kam, mußte sie lachen. Was für ein Kind sie damals gewesen war. Nun mußte sie: niemals konnte man einen Menschen Tag für Tag lieb haben, wie sie damals geträumt. Man war zusammen bei Arbeit und Essen und abends war man müde — das war natürlich und auch gut so und hatte nichts zu tun mit den feurigen unwirklichen Gedanken, die sie sich damals von einem Leben mit Luzi Spival gemacht hatte.

Karen gab sich ehrlich Mühe, eine ordentliche, sparsame Hausfrau zu sein. Sie verkaufte das Fallobst aus dem Garten, anstatt es, wie sie lieber getan, vorbeigehenden Kindern zu schenken. Sie schrieb sich aus der Zeitung Mittel ab gegen feuchte Wände und Nasenbluten — mitten hinein in das Traumbuch, wo nur immer ein weißer Mann war. Sie hatte keine Blumen mehr in der Stube, versteckte die buntten Teller von Großvater, die bis dahin auf dem Vord gestanden, und brauchte nur traurig erdfarbenes Geschirr in der Küche — trotzdem es manchmal leise in ihr murmelte dabei, als sähe sie grobe Füße ein Beet mit Sommerblumen zertreten.

Unbegreiflich war es, daß Luzi Spival das alles nicht sehr zu achten schien — Karen konnte nicht einmal herausbekommen, ob er es wirklich merkte, und das war ein großes Unrecht von ihm. So viel Mühe gab sie sich seiner wegen. Und nun ging er mit einem Gesicht, in dem jeden Tag Mund und Stirn strenger zu werden schienen, und in seinen Augen wuchs etwas Untröbes, Gefränktes. Statt der Hoffnung auf einen Brief lag nun eine Enttäuschung darin, daß er immer noch ausblieb.

„Mir scheint, mit uns beiden ist noch nicht alles richtig im Gleis,“ sagte Luzi Spival. Er kam nah und verfloren vom Strande herauf, goß das Wasser aus den Stiefeln und warf sie an den Herd. Während Karen auf das Kochen

des Teekessels wartete, stand er am Fenster, malte ein Hans an die angelaufenen Scheiben, bei dem das meiste Schornstein und Rauch war, dann ein ediges Ferkel mit gekreuzten Beinen, und wuschte plötzlich alles mit den Händen blank. Mühsam sah er in die kalten schwebelauen Wolken, die sich durchschossen vom Gelb des Sonnenuntergangs am herblichen Himmel drängten.

„Nein, richtig ist es noch nicht,“ fuhr er fort und sah zu Karen hinüber, die im graugefärbten Kleid auf der Küchenbank saß, den Kopf auf zwei Finger gestützt und die Brauen hochgezogen. Ihre Augen starrten in sandigen Rot, hiellos, fast sorgenvoll aufs Fenster. „Ich weiß nicht was es ist. Man kommt sich meistens vor wie ein Affe. Mir scheint, ich tue, was ich tun kann. Als du Braut warst, dachte ich, es würde schon kommen, wenn du Frau wärst. Nun sind wir aber fünf, sechs Wochen verheiratet, und ich sitze immer noch da und warte.“

„Da bleib nur sitzen und laß die Zeit nicht lang werden,“ sagte Karen, drehte geringschätzig an ihrem dünnen Goldring, zog ihn ab und spielte Ball damit. Sie hätte ihm so gern ein liebes Wort gesagt, aber sie brachte es nicht über sich, weil sie wußte, daß er darauf wartete.

Am nächsten Tag kostete sie sein Lieblingsessen und zwar so reichlich, daß no dafür den Abend da war.

Aber umsonst wartete sie auf mit ihrer heißen Pfanne. Er war ins Wirtshaus gegangen, hatte dort Kameraden getroffen, ein Glas Bier getrunken, einen kleinen Kimmel und noch ein Glas Bier, hatte Harmonika gespielt und wieder dazu gesungen, anständige und unanständige, und kam erst gegen Morgen heim.

Karen weckte ihn nicht als sie aufstand. Sie tat alles was im Hause zu tun war leise wie eine Katze, die im Keller frißt, und blieb den Rest des Vormittags im Garten. Sie zog das Unkraut, das in weißem Samen stand, aus dem Kartoffelland, überlegte, was sie sich anschaffen wollte,